Aufgespiesst

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1971)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

beherrscht im westlichen Teil der deutschen Schweiz die *Ihr-Euch-Euer*-Anrede noch das Feld. Dabei ist allerdings nicht zu verkennen, daß das *Sie* im Vordringen ist. Das ist aber eigentlich schade, da dadurch ein Stück bodenständiger sprachlicher Eigenart langsam verlorengeht. Denn das *Siezen* ist ja auch in der Ostschweiz keineswegs altverwurzelter Sprachgebrauch; es ist Import aus dem Norden.
Wem's Mühe machen sollte, das zu glauben, kann's im „Schweizerdeutschen Wörterbuch" („Idiotikon") nachlesen, einem sicherlich unverdächtigen Zeugen, da es ja nicht in Bern, sondern in Zürich redigiert und in Frauenfeld gedruckt und verlegt wird. Auch in Graubünden, vernimmt man da, habe sich 1799 ein Deutscher daran gestoßen, daß „die Fremden von Adel zwar in großer Gastfreundschaft aufgenommen werden, aber es sich müssen gefallen lassen, mit ‚Ihr' angeredet zu werden". (Dieser Deutsche wußte offenbar nicht, daß die Sitte der Anrede in der dritten Person Pluralis auch in Deutschland erst etwa hundert Jahre früher aufgekommen war.) „Dasselbe", fährt das „Idiotikon" fort, „mußte sich 1814 auch Kaiser Alexander von Rußland am Rheinfall gefallen lassen, dem der Schiffer, als er in dem schwankenden Kahn aufstehen wollte, zurief: ‚Hocked abe, Majeschtät!' Noch im ersten Quartal des 19. Jahrhunderts galt in Zürich ‚Ihr' als die höflichste Anrede, und bis gegen die Mitte des Jahrhunderts redeten die Kinder ihre Eltern so an . . . Am Berner aber, auch in den vornehmsten Kreisen, ist das Festhalten an dem natürlichern (freilich auch durch den Sprachgebrauch der französischen Grenznachbarn gestützten) ‚Ihr' und das Abwehren des neumodischen ‚Sie' charakteristisch."
Das Siezen hatte, gefördert vor allem von den aus deutschen Universitätsstädten zurückkehrenden Akademikern, zunächst in den „bessern" Kreisen der Städte überhandgenommen. Dann aber wurde die vom gemeinen Volk anfangs als dumme Mode belächelte Sitte allgemein nachgeahmt. Was der im letzen Jahrhundert herausgekommene Band des „Idiotikons" noch als „neumodisch" bezeichnen konnte, ist inzwischen bis in die ländlichen Kreise hinein fester Sprachgebrauch geworden. Daran soll nicht gerüttelt werden. Hingegen sollten Zürcher und Ostschweizer — lange nicht alle, aber doch bedauerlich viele — es sich abgewöhnen, einen betreten anzuglotzen, wenn sie aus bernischem Mund mit *Ihr* angeredet werden, gerade so, als würden sie geduzt. Oft genug hört man da förmlich die gerade noch knapp unterdrückte Frage: „Wo habe ich mit dir Schweine gehütet?" Wer sich dermaßen schockiert fühlt, sollte sich vergegenwärtigen, daß dieses *Ihr* einst im ganzen deutschen Sprachraum die höflichste Anrede war und dies in einem großen Teil unseres Landes immer noch ist. Sich damit abzufinden dürfte den Schockierten leichterfallen, wenn sie daran denken, daß das Siezen noch vor gar nicht so langer Zeit — siehe oben! — nichts weiter als eben eine Mode war. *(NZZ)*

Aufgespießt

Künstler und Pedanten

Wer interessiert sich eigentlich ernsthaft für die deutsche Sprache? Oder genauer gefragt: Wie hoch mag der Prozentsatz erwachsener Deutscher mit gehobener Bildung sein, von denen ein persönliches Verhältnis zur Sprache

zu erwarten ist? Da es statistische Erhebungen darüber kaum geben dürfte, kann ich mich nur auf meine eigene Erfahrung stützen: Wenige sind es, und diese wenigen lassen sich in zwei große Gruppen scheiden, nämlich Künstler und Pedanten.
Der Pedant lebt in dem Glauben, die Sprache dürfe sich nicht verändern. Die Erklärung dafür liegt nicht nur in seinem Naturell, sondern weit stärker noch in seiner Erziehung. Wer, sagen wir, zehn Jahre lang als Schüler darauf getrimmt worden ist, richtig oder falsch, gut oder schlecht, schön oder häßlich zu unterscheiden, der ist nur mangelhaft darauf vorbereitet, in Dingen der Sprache Unbefangenheit zu üben. „*Brauchen* mit *zu*", zum Beispiel, ist dem Pedanten Evangelium; in Leserbriefen steigt er dafür auf die Barrikaden.
Anders der Künstler oder bescheidener ausgedrückt, der formbegabte Mensch, der einen gutgeschriebenen Text erkennt und sich dadurch erhoben fühlt. Sein Verhältnis zur Sprache ist vorurteilslos, nicht richtend, sondern wägend. Er versteift sich nicht auf einen Status quo, auf die verbriefte Einzelheit, sondern sieht in der Sprache ein Instrument, das zu vielerlei Ausdruck taugt.
Gewiß sind beide, Pedant und Künstler, nur als Verkörperung der Kräfte anzusehen, die am Bewahren oder Bewegen der Sprache Anteil haben; aber es wäre vielleicht ganz nützlich, wenn der einzelne sich einmal überlegte, auf welcher Seite er bisher gestanden hat. Beiden wäre zu raten, ihr Verhältnis zur Sprache in der Weise neu zu bestimmen, daß die jeweils persönliche Absicht oder der jeweils persönliche Eindruck mit der Ordnung der Sprache in Einklang stehen muß. Ich halte das auch für eine von Fall zu Fall denkbare Möglichkeit, „Sprache zu pflegen".

— *ve („Sprachdienst", Wiesbaden)*

Wettermacherdeutsch

Heute morgen habe ich mich wieder einmal am wettermacherdeutsch ergötzt: „Im Engadin wurden schneefälle beobachtet." Das gewöhnliche volk konnte sich also merken: „Aha, es het gschneit." Die substantivierungsseuche dauert also an. Eines tages werden wir vielleicht noch zu hören bekommen: „Es wurde eine schneefallbeobachtungsfeststellungsmeldung erstattet." Ich meine immer noch, ein amt mit fachleuten habe sich in seinen mitteilungen an das volk nicht seiner fachsprache, sondern der volkssprache zu bedienen. (Dazu gehört natürlich nach wie vor die stur beibehaltene „prognose".)

H. Cornioley

Klasse, Klasse!

Können Sie sich ein Brautpaar denken, das in ein Möbelgeschäft eintritt und Stubenmöbel zu sehen wünscht? Eine *Stube?* — Ein *Wohnzimmer,* wird der Verkäufer sogleich verbessern. *Stuben,* das haben Bauern, Arbeiter und Kleinbürger —, sofern sie zu ihrem Stande stehen. Wer sich höher einstuft, der hat ein *Wohnzimmer.* Wer sich aber zur Oberschicht zählt, der hat einen *Living-room.* Das Wort ergibt zwar, wenn man es übersetzt, auch nicht mehr als *Wohnzimmer,* aber — es klingt doch anders und schreibt sich anders, so wie *Diarrhö* etwas viel Vornehmeres als *Durchfall* ist. Es gibt Leute, die sich beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagt, sie hätten eine schöne Stube. Sie haben etwas gegen die *Stube,* auch gegen die *Kinderstube.* Kinderstube? Gelacht! Auftrumpfen muß man können, wichtig dreinschauen, wichtig reden, wellenreiten auf der Zeit! Wer zur Ober-

klasse gehören will, rümpft bei *Volksliedern* die Nase und trommelt bei *Folksongs* Beifall. Vor soviel Denkkraft und Sprachkenntnis muß die Unterklasse, die der Stubenbewohner, demütig verstummen —, obwohl sie zahlenmäßig noch ziemlich stark ist. *Paul Stichel*

Deutsch im Elsaß

Obschon gerade Frankreich immer wieder das Recht jeden Volkes auf Pflege seiner Muttersprache betont, haben die Regierungsstellen offenbar kein Verständnis dafür, daß die Bewohner der deutschsprachigen Gebiete im Elsaß und in Lothringen den Deutschunterricht ihrer Kinder verbessern möchten. Die Schulreform, die unter anderem die Verlängerung der Volksschulzeit um zwei Jahre bis zum 16. Lebensjahr vorsieht, trägt der Zweisprachigkeit im Elsaß und im deutschsprachigen Lothringen nicht Rechnung. Nach wie vor ist es verpönt, in den unteren Schulklassen deutsch zu reden. In den Kinderhorten ist die deutsche Sprache gar verboten. Der Deutschunterricht in den höheren Klassen der Volksschule ist schlecht und wird außerhalb des normalen Lehrplanes erteilt.

(„Der Bund", Bern, 11. 2. 71)

In Ihrem Bericht über den Streit um die deutsche Sprache in Elsaß-Lothringen ist unter anderem zu lesen, daß elsässische Kreise die deutsche Sprache im Elsaß besser gefördert haben möchten. Der Verfasser schrieb dazu abschließend, als Deutscher sollte man sich im elsässischen Sprachenkampf nicht engagieren.
Nun haben die Franzosen aber beim letzten Konsultationsgespräch den Wunsch geäußert, das Französische möge als Fremdsprache hier mehr gefördert werden. Ich halte es deshalb für legitim, daß wir uns dafür einsetzen, daß auch das Deutsche in Frankreich mehr gefördert wird.
Der Streit um das Elsaß ist für mich ausgestanden. Wenn aber die deutsch-französische Freundschaft wirklich einen Wert haben soll, dann muß sie sich gerade in früher umstrittenen Gebieten bewähren. Es wäre gut, wenn das Elsaß eine Brücke zwischen beiden Ländern sein könnte und dort auch Deutsch eine wirkliche Heimstatt hätte.
Es lohnt sich heute nicht mehr, um Gebiete zu schachern. Dennoch ist es keine Schande, zu wissen und zu spüren, daß das Elsaß und Straßburg urdeutsches Land waren und französischer Machtwille, der eben ein Geschichtsfaktor war, dieses Land, teils mitten im Frieden, geraubt hat.

Helmut Britsch, Bürgermeister, Bauschlott
(„Frankfurter Rundschau", 16. 2. 71)

Anläßlich der Festveranstaltung zu Ehren René Schickeles im Rathaus von Oberehnheim beschäftigte sich Marthe Philipp, Professorin an der Universität Nancy und Mitarbeiterin von Radio Nancy, übers Wochenende in einem besonderen Vortrag mit dem „Drama der Sprache des Elsässers".
Im privaten Gespräch eröffnete Marthe Philipp unserer Zeitung, daß der „Lothringische Sprachatlas", an dem sie seit zwei Jahren arbeite, nunmehr abgeschlossen sei. Sie rechne noch 1971 mit seinem Erscheinen.
Die allgemeinen Feststellungen des Vortrags wollte die Sprachwissenschaftlerin, deren Arbeitsgebiet vornehmlich die lothringischen Dialekte sind, auch als für Lothringen gültig verstanden wissen. Das „Drama" bestehe darin, daß die Ausdrucksfähigkeit des Elsässers seit der Zeit, als das Elsäs-

sisch — vor Luther — eine eigene Schriftsprache gehabt habe, ständig zurückgegangen sei.
Das Vakuum, das durch die Trennung von der deutschen Hochsprache entstanden sei, könne weder von der Mundart noch von dem Französischen jemals auch nur annähernd ausgefüllt werden. Die Mundarten zwischen dem Sundgau und Weißenburg (und Diedenhofen) seien wegen ihrer Unterschiedlichkeit als universelles Verständigungsmittel ungeeignet.
Und das Französische sei für die meisten Elsässer und Lothringer — das sei eine sprachwissenschaftlich gesicherte Erkenntnis — nicht in ausreichendem Maße erlernbar. Ihre Forschungen hätten ergeben, daß die Elsässer (und Lothringer) heute nur noch 50 Prozent der abstrakten Wörter beherrschten, die Sebastian Brant geläufig waren.

(„Saarbrücker Landeszeitung", 2. 10. 70)

Bücher

Die *Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft* hat als Bände 5 und 6 ihrer Schriftenreihe (Auslieferung: Paulusverlag, CH-1700 Freiburg) zwei höchst bedeutsame Veröffentlichungen erscheinen lassen:

(5) ANTON BERTSCHY: *237 Biografien zum kulturellen Leben Deutschfreiburgs 1800—1970.* — XI + 286 S., Fr. 10.—.

Es handelt sich um eine umfassende Bestandesaufnahme des kulturellen Schaffens von Deutschfreiburg in Stadt und Land. Die Einführung von 35 Seiten, bescheiden „Hinweise zum Kulturschaffen Deutschfreiburgs 1800—1970" genannt, ist in folgende Abschnitte gegliedert: Schule, Erziehung, Unterricht — Geschichtsschreibung, Archäologie, Kunstgeschichte — Literarisches Schaffen — Heimat- und Volkskunde, Mundartforschung — Malerei, Plastik, Architektur — Musik — Naturwissenschaften, Medizin — Andere Gebiete — Kirche, Theologie, Seelsorge — Presse, Radio. Aus dieser einführenden Betrachtung wird vor allem deutlich, daß der Beitrag der Deutschsprachigen zum Kulturleben Freiburgs weit über das hinausgeht, was man nach dem prozentualen Anteil an der Bevölkerung von Stadt und Land erwarten würde! Dabei spielten allerdings die Lehrkräfte der katholischen und zweisprachigen Hochschule eine hervorragende Rolle. Die 237 Biografien/Bibliografien von Lebenden und Toten liefern den „lebendigen Beweis" für die Größe der deutschfreiburgischen Leistung. In einem französischen Geleitwort weist Gonzague de Reynold (inzwischen verstorben) darauf hin, daß Deutschfreiburg mit dieser Bestandesaufnahme etwas Bahnbrechendes geschaffen habe, etwas, das von Welschfreiburg erst noch nachgeholt werden müsse. (Von allen Kantonen der Schweiz besitzt bis jetzt nur der Aargau eine solche Gesamtschau.) De Reynold weist auch auf die Gefahren des Zusammenlebens zweier Sprachen und Kulturen im selben Raum hin: die kräfteverschleißende Gegensätzlichkeit und die „schlammige und unförmige" Mischung der Sprachen, genannt „bilinguisme". Er sagt dazu (hier auf deutsch übersetzt): „Wie läßt sich diese zwiefache Gefahr vermeiden? Indem man auf die beiden Sprachen, die in unserem Gebiet zusammenleben, den Grundsatz der scholastischen Filosofie anwendet: zuerst unterscheiden, dann verbinden. Unterscheidung bedeutet für jede Sprache, sich ihrer selbst bewußt zu werden, ihres besonderen Genies, ihrer Ausdrucksmacht, ihrer schöpferischen Kraft. Und jede Spra-